

A  
Vom Müssen und Können

## Abreifkalender.

Ein sehr geschickter Mitarbeiter schickte uns kürzlich ausdrückend an die Hamlet-Aufführung durch Pitoeff eine philosophische Abhandlung über diese Tragödie. Er analysierte den Charakter Hamlets, wie er ihn versteht, und verbreitete sich über die Tragik, die in dem Zustand des Müssens und Nichtkönnens gegeben ist: Selbstverbrennung, Vernichtung durch gegenseitige Aufhebung der Kräfte.

Mit den Begriffen Müssen und Können und ihrer einseitigen Verbindung läßt sich dreierlei kombinieren: 1) Müssen und Können zugleich; 2) Müssen und nicht können; 3) Können und nicht müssen.

Wo müssen und können sich decken, ist der Zustand absoluter Harmonie gegeben, Eins fügt sich ins andre, es gibt keine Zerrung, kein Defizit der Kräfte, kein Rest, die Rechnung geht glatt auf. Pöhl und Vermögen ließen in eins, keines hebt das andre auf, keines läßt das andre im Stich, es ist kein gegenseitiges Aufheben, sondern ein Ergänzen, nicht Subtraktion, sondern Multiplikation. Resultat: Der Zustand, der gemeinhin als das Glück bezeichnet wird, das gute, brave, alltägliche Glück, darauf sich's leben läßt, wie auf den Zinsen mündsicherer Papiere.

Nun kommt die persiflante Kombination: Können und nicht müssen.

Das ist das Padua der Kräfte, das ist die illusäre Tragik, die da ist, wie ein schlechtes Gift.

Nichts schöner, kraffgenialer, als das Können und

nichtmüssen, das im großen ganzen den Zustand der Boheme darstellt.

Es ist so schön, daß alle Faulenzer, alle Nichtkönnner, alle Bummel ohne Talent, alle Verantwortungscheuen, alle Eitlen des Geistes diesen Zustand vertäuschen wollen. „Wir könnten, wenn wir wollten, aber wir wollen nicht, weil wir nicht müssen.“

Nicht groß, nicht schöpferisch sein wollen, weil man es nicht muß, trotzdem man es könnte, das rüdt einen in die Reihen der verbummelten Genies, und man gilt doch lieber als maßloser Verschwender, nicht wahr, als daß man von den Leuten sich als armer Edelnder bedauern läßt. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der ein Riesenvermögen in Grundwerten geerbt hatte. Er ließ seine Adler verwildern und seine Häuser von Mietern verwohnen, von denen er keinen Heller einzog. Dafür pumpte er seine Freunde an und prellte Zech. Er war überzeugt, daß er den Leuten sympathischer war, als wenn er aus seinem Grund und Boden den letzten Pfennig herausgewuchert hätte.

Er könnte, aber er mußte nicht. Er ist elend in Südamerika in einer Negerkneipe umgekommen.

Bei diesem Verhältnis des Könnens und nicht Müssens steht etwas ein, wie ein Fäulnisprozeß. Der lebendige, organische Stoff verwest durch Mangel an Lustung und Bewegung. Oder er verpufft, wie Pulver im Lauf, wenn kein Propfen drauf ist.

Der wahnsinnig Begabte schafft sich sein Müsself aus moralischem Zwange selbst. Dem Können gegenüber, das er in sich empfindet als ein Talent, mit dem zu wuchern ihm vom Geiste auferlegt ist, richtet er selbst die Storm des Müssens auf. Und er schafft so künstlich das Verhältnis von Können und Müsself, dessen Auswirkung die Harmonie des Lebens, das Glück, bedeutet.

Es gibt aber auch die andern, die der Tragik des Könnens und nichtmüssens nicht entrinnen, aus Mangel an sittlicher Kraft. Sie sind die Edelboheme, die in Verlaine ihren Altarheiligen verehrt. Sie sind um so viel mehr, als der Hamlet unseres geschätzten Mitarbeiters zu bedauern, als das Können über dem Müsself steht. Denn Können bedeutet etwas für sich allein, während Müsself an und für sich wesenlos ist und nur durch das Objekt in die Welt des Gegenständlichen hineingelangt. Um etwas zu müssen, muß man es erst können. Muß man es, ohne es zu können, so hängt das Müsself in der Luft und es entsteht eben jener entsetzliche Zustand, in den unser Mitarbeiter den Prinzen von Dänemark hineinversetzt.

Hereroof! 19. 1. 1927